

Gerhard Scheit

## Freundschaft und Ressentiment

Jean Améry und Ernst Mayer

Es ist auf den ersten Blick merkwürdig, dass in dem umfangreichen Briefwechsel, den Jean Améry mit Ernst Theodor Mayer, seinem engsten Freund, nach 1945 geführt hat, so wenig über die Jahre unmittelbar davor zu lesen ist. Dabei war doch in der langen Freundschaft vom Schulbeginn 1919 in Wien bis zum Tod Amérys 1978 in Salzburg diese Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich die einzige längere Unterbrechung ihres Kontaktes. Während Améry, der aus einer jüdischen Familie kam,<sup>1</sup> nach Belgien geflüchtet war, dort als Widerstandskämpfer von den Nazis gefoltert und danach in mehrere Lager deportiert wurde, hatte sich Ernst Mayer offenbar dazu entschlossen, in Wien zu bleiben, wo er nunmehr nach nationalsozialistischer Definition als „jüdischer Mischling“ galt.<sup>2</sup>

Werden darüber und was unmittelbar daraus folgte in den Briefen kaum Worte gewechselt, so mag das allerdings bei den jährlichen Besuchen Amérys in Österreich, die in der Regel gemeinsame Urlaubsreisen waren, anders gewesen sein. Am 5. Februar 1946 hoffte Ernst Mayer noch, Améry würde für immer nach Österreich zurückkehren und beschwor „das Wiederknüpfen jenes unwahrscheinlich festen Netzes, das [...] gemeinsame Jugend und Gleichklang des Denkens um unsere Herzen gelegt haben, jenes Netzes, das selbst Orgien der Zerstörungswut und Exzesse des seelenmörderischen Zwanges nur zerreißen, aber nicht zerstören konnten“.<sup>3</sup> Von Seiten Amérys findet sich nicht der leiseste Vorwurf gegenüber dem Freund, dass er ihm nicht ins Exil gefolgt war. Über das allgemeine We-

<sup>1</sup> Väterlicherseits kam Améry aus einer traditionell jüdischen Familie, mütterlicherseits hatte er einen Großelternanteil jüdischer Herkunft, die Mutter verließ mit der Heirat die katholische Kirche und trat der israelitischen Kultusgemeinde bei. Siehe dazu: Irene Heidelberger-Leonard: Jean Améry – Revolte in der Resignation. Stuttgart 2004, S. 11–27.

<sup>2</sup> Die Information darüber verdanke ich der persönlichen Auskunft Erwin Chvojkas und Margarete Dostals.

<sup>3</sup> Zitiert nach Heidelberger-Leonard: Jean Améry (wie Anm. 1), S. 126.

sen, oder besser: Unwesen nationalsozialistischer Herrschaft gab es zwischen ihnen von Anfang an so wenig Auffassungsunterschiede, dass hier ebenfalls keine Debatten oder auch nur längere Erklärungen nötig waren: *Das heillose Erbe* war der Titel der Rezension von Amérys *Jenseits von Schuld und Sühne*, die Ernst Mayer 1966 für die sozialdemokratische Zeitschrift *Die Zukunft* schrieb<sup>4</sup> und die Zeugnis von dieser fundamentalen Übereinstimmung ablegt. Die Besprechung blieb zugleich einer der wenigen Versuche in Österreich, auf die Stimme dieses Autors aufmerksam zu machen, die in Deutschland ab diesem Zeitpunkt doch einiges Gehör finden sollte.

Wie sehr das heillose Erbe gerade in Österreich bestimmend blieb, davon handelt der Briefwechsel: Immer wieder kommt die mangelnde gerichtliche Verfolgung der Nazitäter in diesem Land zur Sprache, aber ebenso die Lage Israels nach dem Sechstagekrieg und die Diskussion darüber in den deutschen und österreichischen Medien. So zeichnet der Briefwechsel eben auch die Brüche in der Einschätzung der politischen Weltlage auf, was die Situation der Juden betraf. Es ist, als ob Améry die bisher von beiden geteilte, linke Überzeugung noch einmal beim Namen nennen möchte, wenn er Mitte Mai 1967 an Ernst Mayer schreibt: „[...] so langsam kommt heraus, wie das CIA die Freiheit organisierte, durch Publikationen und erbötige ‚sozialistische‘ Gewerkschaften – und es weht kein Sturm der Entrüstung durch die Reihen der Arbeiter, die offenbar alle in stumpfer Blödseligkeit vor ihren TV-Schirmen sitzen.“<sup>5</sup>

Nach dem Sechstagekrieg ist es mit dem einfachen Befund vorbei. „Sämtliche Linksintellektuellen meines Schlages sind geradezu zerrissen von inneren Widersprüchen. Man muß abwarten, um wieder einen vernünftigen Standort finden zu können“, schreibt Améry am 16. Juni 1967 an Heinz-Robert Schlette, Philosophieprofessor in Bonn. Sein Artikel in der *Weltwoche* vom 9. Juni 1967 *Zwischen Vietnam und Israel – Das Dilemma des Engagements* enthält allerdings bereits einige Angaben für diesen Standort und deutet auch einen möglichen Bruch mit der Linken an: „In diesen Tagen erklärte in Brüssel Claude Lanzmann, ein Mitglied der ‚Sartre-Familie‘, Begleiter Sartres und Simone de Beauvoirs bei deren jüngster Reise nach Ägypten und Israel, dass er, der Sozialist und Mar-

<sup>4</sup> Ernst Mayer: *Das heillose Erbe*. In: *Die Zukunft* 12 (1966), S. 28f.

<sup>5</sup> Jean Améry: *Ausgewählte Briefe 1945–1978*. Hg. von Gerhard Scheit (Werke Bd. 8). Stuttgart 2007, S. 217.

xist, sich nun bekennen müsse, ohne jede Einschränkung, zu eben jenem Staate, der nach dem Sprachgebrauch der sozialistischen Welt ein Brückenkopf des amerikanischen Imperialismus im Nahen Osten sei; und er, Claude Lanzmann, bedauere nur, dass er das eindeutige Bekenntnis nicht schon früher abgelegt habe.“<sup>6</sup> Amérys Artikel, der Lanzmann darin folgte, rief denn auch Widerspruch unter einigen seiner Freunde hervor – kaum bei Ernst Mayer, aber bei Ernst Fischer, damals noch Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs, der Améry in einem Offenen Brief antwortete. An ihn schreibt Améry am 24. Juni desselben Jahres: „Ich bin nicht glücklich darüber, aber es ist nun einmal so: für jeden Juden, sei er sogar ‚rassisch gemischt‘, hat die Existenz und Sicherheit Israels unter allen weltpolitischen Fragen die absolute Priorität. Diese Einsicht wird mich nicht daran hindern, mich nach wie vor gegen jede Art von imperialistischer Bösartigkeit aufzulehnen. Nur könnte ich eben – abgesehen davon, dass Israel auch objektiv nichts weniger ist als ein ‚Lakai des Imperialismus‘ – mein mir aufgezwungenes Engagement an diesen Staat auch dann nicht in Frage stellen, wenn es wirklich im Falle des letzten Feldzuges gewisse Kollusionen zwischen dem israelischen Abwehr-Angriff und der amerikanischen Nahostpolitik gegeben hätte.“<sup>7</sup>

Die Konflikte mit Ernst Mayer waren im Wesentlichen anderer Art. Die Freunde müssen über all das hinwegkommen, was sie seit 1938 sozusagen in ihrem Alltagsleben trennt, darin voneinander ‚entfremdet‘, dass sie die Barbarei des Nationalsozialismus, in deren Verurteilung sie sich eins wussten, auf kaum vergleichbare Weise erlebt hatten. Die direkte Konsequenz davon war die andauernde örtliche Trennung: Améry hatte zwar einige Zeit nach 1945 noch überlegt, nach Deutschland oder Österreich zurückzukehren, irgendwann aber, vermutlich unter dem Eindruck der Entwicklung in diesen Ländern, doch beschlossen, es nicht zu tun. Die Scharfsicht, die er, was die österreichischen und deutschen Zustände betrifft, gewinnen konnte, hängt gewiss auch mit diesem Blickwinkel zusammen, wurde aber mit vielen konkreten Belegen von dem Freund aus Wien unterstützt. Der wiederum konnte an dem Blick von außen teilhaben und das verhalf ihm zu Einsichten und zu Perspektiven, die ihn aber in dem kleinen „neutralen“

<sup>6</sup> Jean Améry: Zwischen Vietnam und Israel – Das Dilemma des Engagements. In: Ders.: Ausgewählte Briefe (wie Anm. 5), S. 226.

<sup>7</sup> Améry: Ausgewählte Briefe (wie Anm. 5), S. 236.

postnazistischen Land, das sich dem Westen verschloss wie kaum ein anderes der westlichen Welt und in dem der Antiamerikanismus fast ebenso stark entwickelt war wie der Antikommunismus, nur isolieren, für seine Karriere als Intellektueller jedenfalls kaum förderlich sein konnten. Er machte stattdessen Karriere im Schuldienst, unterrichtete zunächst Geschichte an der Wiener „Arbeitermittelschule“, wurde 1952 Direktor des berühmten Akademischen Gymnasiums in Wien, schließlich Landesschulinspektor und „Hofrat“, politisch zwar engagiert in der Sozialistischen Partei Österreichs – Lehrer an der SP-Parteischule und Dozent an der Wiener Sozial-Akademie der Arbeiterkammer –, stieg aber nicht die Leiter des Parteiapparats hinauf. Um der geistigen Enge, die damit in Österreich zwangsläufig verbunden war, zu entfliehen, warf sich Ernst Mayer auf die Universalgeschichte und schrieb dazu ein umfangreiches Manuskript, für dessen Publikation sich sein Freund von Brüssel aus bei den verschiedensten Verlegern einsetzte, aber ohne Erfolg.

Für die frühen Jahre ihrer Freundschaft ist die Formulierung, dass sie untrennbar gewesen waren, mehr als nur eine Floskel. Sogar ihr Name suggerierte, sie wären Brüder: Ernst Mayer und Hans Mayer, wie Améry damals noch hieß,<sup>8</sup> drückten schon als Volksschüler dieselbe Schulbank (in Wieden, dem vierten Bezirk von Wien); sie gaben als junge Autoren schließlich gemeinsam die Zeitschrift *Die Brücke – Kritische Beiträge* heraus, deren erste Ausgabe kurz nach dem 12. Februar 1934 erschien, dem Tag des bewaffneten Aufstands der Linken gegen das Regime von Engelbert Dollfuß. Dreißig Jahre später schrieb Améry aus Brüssel an seinen Freund in Wien: „Wir beide, Du und ich, waren noch gar nicht ‚engagiert‘, fühlten aber doch, dass uns das Ereignis angehe.“<sup>9</sup> Man war aber doch soweit engagiert, dass man sich, wie Améry später berichtete, am Schmuggeln von Waffen und Munition für die Aufständischen beteiligte.

Der Titel der Zeitschrift aber war Programm auch in dieser Hinsicht. Denn noch teilten beide offenkundig die Hoffnung, dass die Konflikte im Land selbst, und zwar gegen das national-

<sup>8</sup> Irene Heidelberger-Leonard beginnt ihre Biographie über Jean Améry mit der für ihn so charakteristischen Unsicherheit in der Namensgebung und -schreibung: „Im Anfang war der Name und der Name war Hans Maier, oder Mayer, oder Hanns Mayr oder Johann Mayer oder Johannes Mayer.“ Heidelberger-Leonard: Jean Améry (wie Anm. 1), S. 11.

<sup>9</sup> Brief vom 12.2.1964; Améry: Ausgewählte Briefe (wie Anm. 5), S. 103.

sozialistische Deutschland gewendet, überbrückt werden könnten. Darin ähnelt das Projekt von Hans und Ernst Mayer einer anderen kleinen, freilich etwas prominenteren Zeitschrift, der Musikzeitschrift 23, herausgegeben von Ernst Krenek und Willi Reich, die zu dieser Zeit erschien und unabhängig von den stets doppeldeutigen Vorgaben der „Vaterländischen Front“ eine wirkliche gemeinsame Front gegen den Nationalsozialismus herzustellen suchte. In dieser schwierigen Situation gewannen nun Texte über jüdische Autoren oder Themen in der *Brücke* eine

besondere Bedeutung. Schon in der zweiten Nummer vom April 1934 finden sich Beiträge über Hugo von Hofmannsthal, über den „jüdischen Propheten“ Karl Kraus, dessen *Fackel* übrigens auch ein Leitbild der 23 war, und ein Aufsatz über den zweiten Band von Thomas Manns biblischer Tetralogie *Joseph und seine Brüder*. Was Hans Mayer in seinem Einleitungssay, von solchen Werken ausgehend, an der politischen Situation kritisierte, war, ähnlich wie es Hermann Broch zur selben Zeit formulierte, ein „Zerfall der Werte“ oder „geistiger Zerfall“, wobei auch Anklänge an die *Dialektik der Aufklärung* zu finden sind, die Adorno und Horkheimer wenig später im amerikanischen Exil schrieben. „Eine Gemeinschaft, deren Ethik darin besteht, jede menschlich Regung verständlich und verzeihlich zu finden, kann nicht bestehen“, schreibt der junge Améry hier: „Die letzten Werke, die vorliegen, zeigen denn auch ein vollkommen ‚Im-Leeren-Schweben‘, einen so grausigen Aspekt völliger Sinnlosigkeit, daß man beinahe versucht wäre, nach einer ideologischen Lüge zu rufen, bloß um der sich selbst überschlagenden ratio Einhalt zu gebieten, um die Möglichkeit des Menschseins überhaupt zu erhalten.“<sup>10</sup> Hans Mayer und Ernst Mayer riefen



1 Jean Améry und Hans Mayer, 1934

<sup>10</sup> Hanns Mayer: Die gegenwärtige Lage in der deutschen Literatur. In: Die *Brücke*. Februar 1934. Wiederabgedruckt in: Jean Améry: Die Schiffbrüchigen. Hg. von Irene Heidelberger-Leonard (Werke Bd. 1). Stuttgart 2007, S. 554f.

freilich nicht nach einer solchen Lüge, sondern suchten nach einer Brücke zwischen städtischer und ländlicher Kultur und Literatur, so dass hier im literarischen Urteil die Vernunft neu zu gewinnen wäre, die im Positivismus leerläuft und in der Blut- und Boden-Ideologie ihr eigenes Gegenteil hervorbringe.

Der Versuch, den Zwiespalt „hier Erlebnis, dort Analyse“ im eigenen Denken zu vermitteln, war zum Scheitern verurteilt, nicht zuletzt weil den Autoren und Herausgebern dazu die philosophischen Voraussetzungen fehlten. Die Nähe mancher ihrer Formulierungen zu bestimmten Wendungen der Blut- und Boden-Literatur und der deutschen Existentialontologie gibt davon reichlich Anschauung. Wenn Améry einmal Adornos Heidegger-Buch *Jargon der Eigentlichkeit* zu seinen Lieblingsbüchern zählen sollte, so hat das mit der Einsicht in dieses frühe Unvermögen zu tun, der deutschen Ontologie sprachlich etwas entgegenzusetzen. Zunächst aber konnte Améry in der Auseinandersetzung mit dem Positivismus des Wiener Kreises, die zu jener Zeit bereits einsetzte, und schließlich in der Konfrontation mit der Sartreschen Philosophie im Brüsseler Exil, sich das Dilemma „hier Erlebnis, dort Analyse“ allmählich bewusst machen – und sein Freund Ernst Mayer folgte ihm darin weitgehend, weil es auch für ihn die einzige Möglichkeit blieb, seine Unabhängigkeit von der marxistischen Verengung des Blicks zu wahren und das heillose Erbe beim Namen zu nennen, das in der Arbeiterbewegung nach 1945 schließlich verdrängt wurde.

Dabei halfen ihm die Impulse, die er weiterhin von dem Freund in Brüssel empfing. Äußerte er sich etwa allzu vertrauensselig, was die Entwicklung im Nachkriegsdeutschland betraf, so konnte er sogleich Einspruch aus Brüssel gewärtigen: „Was mich angeht, so kann ich Deinen Optimismus bezüglich der ungefährlich gewordenen, weil amerikanisierten Deutschen leider nicht teilen. Mag sein, dass da manches Ressentiment bei mir im Spiele ist, Tatsache aber ist wohl, dass die jungen Leute, auf die Du Deine Hoffnungen setzt, noch lange nicht, wie es auf Neudeutsch heißt, ‚zum Zuge kommen‘ werden und dass bis dahin die Generation der heute vierzig bis 65jährigen das Heft in der Hand behält, die Typen F.J. Strauss, für die der Amerikanismus, wie ich stark und aufrichtig befürchte, am Ende nichts anderes sein wird als eine neue ‚efficiency‘ beim Kampf um ihre nationalistischen Ambitionen.“<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Brief vom 5.4.1960; Améry: *Ausgewählte Briefe* (wie Anm. 5), S. 88.

Andererseits sah Ernst Mayer vermutlich deutlicher als Améry, in welchem Maß die Lage in Österreich tatsächlich schlimmer war als die in Westdeutschland, wo doch ein größerer Einfluss der Westalliierten eine Entnazifizierung bis zu einem gewissen Grad erreichen konnte, es etwa auch möglich war, dass in Frankfurt das Institut für Sozialforschung wiedereröffnet wurde und nicht wenige Intellektuelle aus dem westlichen Exil Möglichkeiten erhielten, an den Versuchen zur Reeducation mitzuwirken. Kaum etwas davon war in Österreich möglich, da das Land sich durch seinen neutralen Status von derlei Anstrengungen suspendieren konnte, was sich im Schul- und Universitätsbereich ebenso wie im gesamten Kulturbetrieb niederschlug.

Den einigermaßen erstaunten Journalisten des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* gab Ernst Mayer 1962, in bereits resignierendem Ton, Auskunft darüber, wie es um den Geschichtsunterricht an Österreichs Schulen stehe: Er habe als Landesschulinspektor bisher „keine höhere Jahreszahl als 1918 gehört“ und übermittelte Beispiele aus österreichischen Schulbüchern, von den Journalisten solchermaßen zusammengefasst: „Die jubelnden Menschenmassen beim Einzug Hitlers in Wien werden in Österreichs Lehrplänen nicht erwähnt. Der Anschluß, den damals fast alle Kräfte des abgewirtschafteten Staates, vom Sozialisten Renner bis zum Kardinal Innitzer, bejahten, gilt heute schlicht als militärische Okkupation.“ Sein Vorgesetzter, Unterrichtsminister Heinrich Drimmel, meinte dagegen in alter österreichischer Tradition und zugleich neuer postnazistischer Praxis kalmierend, man müsse eben verstehen, „daß jeder Historiker selbst am eigenen Leib die Narben der Vergangenheit trägt und fürchtet, sie aufzureißen“.<sup>12</sup>

Aus Verzweiflung darüber tendierte Ernst Mayer sogar dazu, die alte sozialdemokratische Hoffnung auf einen Anschluss an ein ‚fortschrittlicheres‘ Deutschland wiederzubeleben – trotz der durch den Anschluss unter Hitler desavouierten ‚Anschluss-Idee‘, wogegen nun wieder Améry mit einigem Recht protestierte: „Österreich: Du kannst Dir nicht vorstellen, wie erleichtert ich bin, diesmal nicht hinfahren zu müssen. Der Mensch braucht Heimat, habe ich geschrieben, ja, aber nicht diese. Für mich ist sie glücklicherweise nur in der Gestalt der Botschaft präsent, gerade morgen muss ich wieder zu einem

<sup>12</sup> 50 Jahre fehlen. In: *Der Spiegel* 47 (21.11.1962), S. 110.

Cocktail zu Mme. Monschein, da ich nicht fernbleiben will, solange ich (ausschließlich auf Mopsens dringendes Betreiben) noch den österreichischen Pass führe. – Soll man, wie Du schreibst, für einen neuen ‚Anschluss‘ sein? Ich glaube, die Frage ist müßig: es wird ihn nicht geben, solange die UdSSR existiert. Theoretisch gesprochen magst Du nicht so unrecht haben mit dem ‚Großdeutschtum‘: andererseits aber besteht das Land für mich ohnehin nur noch in Erinnerungen, und diese sind eben an Österreich gebunden, die Monarchie, die erste Republik, und nicht an eine deutsche Provinz. Es ist für mich fast unmöglich, aus der Verfilzung von realpolitischen Überlegungen, Emotionen und Ressentiments herauszukommen. Am besten ist für mich: ignorieren, verdrängen und im übrigen Joseph Roth und Schnitzler lesen. Fort, für immer fort und ganz vergangen die Zeit, das Land – und bald wir mit beiden.“<sup>13</sup>

Zugleich bewahrt Améry in der dauerhaften Isolation des fortgesetzten Exils, in der er sich befand, einen Begriff von dem, was in der aktuellen politischen Praxis, die immer nur das Schlimmste verhindern konnte, nicht aufzugehen vermochte. Anlässlich einer Einladung des Freundes zu einer Podiumsdiskussion in Wien über Fragen des Sozialismus versucht er ihm diese Diskrepanz deutlich zu machen: „Ich freue mich herzlich über die ehrenvolle Einladung an Dich, beim Wiener Stadtgespräch [...] mitzuwirken, und das Dich dem Einerlei des Schulbetriebes entreißt, auch wenn es Dir zusätzliche Plackerei schafft. Dergleichen Begegnungen sind immer voll von Anregungen, wenn auch nicht greifbaren Resultaten. – Wenn ich es wagen darf, Dir einen Rat zu geben, würde ich sagen: Lass Dich nur vom Apparat nicht zu sehr von links nach der Mitte abdrängen. Der Sozialismus geht nicht auf in Rationalismus und sogenannter ‚sozialer (Brosamen-)Gerechtigkeit‘. Auch nicht in einer hypothetischen ‚aufgeklärten Gesellschaft‘, über deren Sinn und Unsinn wir uns jüngst in Nürnberg die Köpfe zerbrachen. Er steht und fällt mit der Frage des Privateigentums bzw.: mit dem festen Entschluss, die bestehende Wirtschafts- und Sozialstruktur umzustürzen. Glaubt man daran nicht, ist es besser, die undurchdachten Plattitüden, Genre ‚demokratischer Sozialismus im Dienste des Humanismus‘, zu liquidieren, den Begriff des Sozialismus überhaupt historisch zur Disposition zu stellen und ehrlich

<sup>13</sup> Brief vom 22.5.1966; ebd., S. 181.

und ‚ohn‘ all Bemäntelung und Gleisnerei‘ eine liberale Partei wie die Democratic Safe Party der USA zu schaffen. – Ich habe hier gesehen – und Du wohl ebenso in Deinem Lande – wohin die Halbheiten führen: sie dienen dem Gegner, der uns dann, so oder so, wenn wir unsere Pflicht als seine ehrlichen Makler erfüllt haben, den Tritt versetzt. Voilà, und das wäre dies.“<sup>14</sup>

Umgekehrt versorgte Ernst Mayer den Freund in Brüssel mit vielen Hinweisen zur politischen Situation in Deutschland und Österreich, aber auch mit der Literatur zu dem zentralen Thema, das Améry seit dem Frankfurter Auschwitz-Prozess intensiver denn je beschäftigte. So bedankte sich dieser „für die KZ-Bücher, die ich schon vorgestern erhielt. Du akkumulierst geradezu die Dankes-Guthaben von meiner Seite, und mir wird ganz schwummerlig [sic!], wenn ich mich frage, wie, wann und womit ich sie abbezahlen soll!! Es war wirklich sehr, sehr lieb, dass Du Dir gleich die Mühe der Absendung gabst und Du hast mir, wieder einmal, einen erheblichen Dienst erwiesen. – Ich habe inzwischen fast alle diese Bücher schon durchgelesen, möchte sie aber, wenn möglich, doch bis zur Niederschrift meiner eigenen Arbeit hierbehalten. Es ist eine quälende Lektüre, ich kann kaum noch begreifen, dass ich zu den Unter-Übermenschen gehörte, die all das überstanden haben. Eigentlich graut mir ein wenig vor meiner Arbeit darüber: fünfzig Manuskriptseiten, ich werde durch manche Woche die Jahre 1943–45 wieder zu erleben haben.“<sup>15</sup> Bei einem dieser Bücher handelte es sich um *Der ewige Jude. Ursachen und Geschichte des Antisemitismus* von Hellmut Andics, das 1965 erschien. Andics war mit jüdischen Vorfahren mütterlicherseits im Dritten Reich wohl in ähnlicher Lage wie Ernst Mayer gewesen, nach 1945 arbeitete er als Redakteur der Zeitschrift *Neues Österreich*, die als eine Art Aushängeschild des Landes fungierte. „Ja, was soll man wohl zu dem Werk sagen!“, schrieb Améry an Mayer: „[...] es wurde ein immenses Material gemeistert und aufs kurzweiligste kompiliert. Die Grundhaltung, freilich, ist bedenklich. Auch ein offensichtlich wohlmeinender Mann wie dieser Andics kann sich nicht lösen aus dem antisemitischen österreichischen Geistesklima! Er glaubt, die Juden, die Wiedergutmachungsansprüche stellten und jene anderen, die als herrische Sieger

<sup>14</sup> Brief vom 30.5.1966; ebd., S. 183.

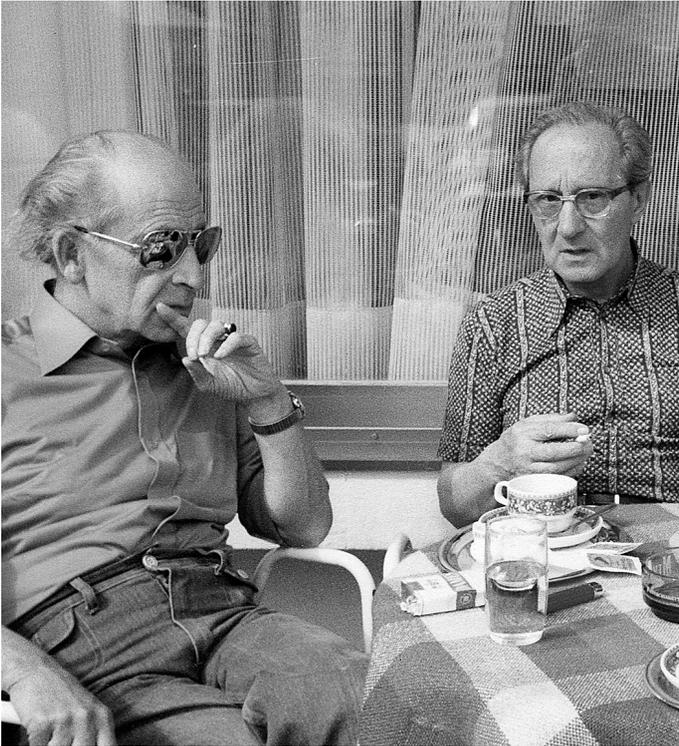
<sup>15</sup> Brief vom 12.2.1964; ebd., S. 104.

1945 zurückkamen, verteidigen zu müssen, du liebe Zeit! Statt sie zu bewundern, dass sie nur eine ‚Rache‘ nahmen, die kaum hinausging über ‚für Innen [sic!] nicht!‘ Oder er schreibt von den Kaftan-Juden: ‚natürlich wirkten sie provozierend!‘ Natürlich? Höchst unnatürlich, würde ich meinen, denn es ärgert sich ja auch niemand über Tiroler in ihrer Volkstracht oder über Schotten im Kilt. Andics setzt den gesamten Antisemitismus schon als ‚natürlich‘ voraus, das ist der große phänomenologische Mangel seines Buches. In Wahrheit verhält es sich so, wie Sartre sagte, dass es nämlich niemals ein Judenproblem gab und dass es kein solches gibt, vielmehr ein Antisemitismenproblem: Mit dem Antisemitismus muss die Welt fertig werden, nicht mit den Juden und ein Buch über das Problem darf nicht defensiv, sondern muss *offensiv* geschrieben werden (wie des ergebenst Endesgefertigten Aufsatz über die Ressentiments!).“<sup>16</sup>

Auch hier stimmte Ernst Mayer im Grunde zu, aber der leicht belehrende Ton, den Améry dabei anschlug, verweist auf die wunde Stelle ihrer Freundschaft: Améry konnte kraft seiner Erfahrungen als Widerstandskämpfer, Gefolterter und nach Auschwitz und Bergen-Belsen Deportierter über die Verhältnisse in einer ganz anderen Schärfe schreiben, als dies Ernst Mayer möglich war – einmal abgesehen von den Fragen schriftstellerischer Begabung, die sich schon für die Jugendzeit stellen. Daraus resultierte ein gewisses Autoritätsgefälle, das zu einigen freundschaftlichen Irritationen und persönlichen Krisen führen musste. Dieses Problem wurde jedoch nicht direkt angesprochen, sondern als eines der unterschiedlichen aktuellen Lebensumstände begriffen, die natürlich auch ihrerseits zu Irritationen und Krisen beitrugen. „Was in meinem Charakterbild den Außenstehenden – auch Dir, und ich kann es sehr wohl verstehen! – als neurotische Verklemmung erscheinen muss, das ist, des bin ich gewiss, nur die Widerspiegelung einer objektiven Situation. In mir finde ich mein liebstes Wort von Marx bestätigt, dass nämlich ‚das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt‘, und ich bin sicher, dass ich in jener gefestigten wirtschaftlichen Lage, in die ich wohl nimmermehr gelangen werde, einen höchst ausgeglichenen, friedlichen Menschen abgeben würde [...].“<sup>17</sup> Hier ist ein Versuch

<sup>16</sup> Brief vom 21.9.1965; ebd., S. 135 f.

<sup>17</sup> Ebd., S. 135.



2 Die beiden Freunde  
in den siebziger Jahren

einer Rationalisierung, im Sinne Freuds verstanden, unverkennbar: Denn in seinem Essay über *Ressentiments* hat Améry zur gleichen Zeit indirekt eine durchaus andere Deutung des Marxschen Satzes formuliert – das Bewusstsein des Überlebenden wird darin vom Sein des Auschwitzhäftlings und jüdischen Naziopfers bestimmt. In diesem Essay aus *Jenseits von Schuld und Sühne* findet eine radikale Umwertung des gewöhnlich pejorativ verstandenen Wortes statt, das die Verfolgten des Naziregimes so oft vorwurfsvoll zu hören bekamen. „Aber im Hause des Henkers soll man nicht vom Strick reden; sonst gerät man in den Verdacht, man habe Ressentiment“, schrieb Adorno 1957 in seiner Replik auf die Kritik des *Gruppenexperiments*, die Peter R. Hofstätter, ein österreichischer Psychologe mit nationalsozialistischer Vergangenheit, verfasst hatte.<sup>18</sup> Bei Améry wird das Wort in genau diesem Sinn zum Begriff der Kritik gewendet: „Ich hegte meine Ressentiments.

<sup>18</sup> Theodor W. Adorno: Replik zu Peter R. Hofstätters Kritik des *Gruppenexperiments*. In: Ders.: Soziologische Schriften II (Gesammelte Schriften Bd. 9.2). Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, S. 393.

Und da ich sie nicht loswerden kann, muß ich mit ihnen leben und bin gehalten, sie jenen zu erhellen, gegen die sie sich richten.“<sup>19</sup> Nietzsches Definition des Ressentiments bildet den Ansatzpunkt: In der *Genealogie der Moral* heißt die berühmte Stelle, die Améry zitiert: das Ressentiment bestimme „solche Wesen, denen die eigentliche Reaktion, die der Tat, versagt ist, die sich nur durch eine imaginäre Rache schadlos halten“. Den Menschen mit Ressentiments charakterisiert Nietzsche darum wie folgt: „Seine Seele schießt; sein Geist liebt Schlupfwinkel und Hintertüren, alles Versteckte mutet ihn an als seine Welt, seine Sicherheit, sein Labsal.“<sup>20</sup> Améry nun versetzt sich wie selbstverständlich in die auf solche Art verachteten Wesen: das ist schließlich seine Erfahrung nach dem Nationalsozialismus – als „Unter-Übermensch“, der all das überstanden hat. Es ermöglicht ihm zugleich, die ideologischen Elemente der herrschenden Psychologie – als einer Psychologie des Vergessens – mühelos zu durchschauen: „So habe ich denn die Ressentiments nach zwei Seiten hin abzugrenzen, vor zwei Begriffsbestimmungen zu schützen: gegen Nietzsche, der das Ressentiment moralisch verdammte, und gegen moderne Psychologie, die es nur als einen störenden Konflikt denken kann.“<sup>21</sup> Améry stellt die geistige Gesundheit als obersten Wert in Frage – aber er stellt sie nicht in Frage, um die Krankheit wiederum als besonderen Wert an sich zu fetischisieren, gleichsam als das wahre Sein. Das Verhältnis von Gesundheit und Krankheit erscheint vielmehr in einem konkreten historischen Zusammenhang – und dieser Zusammenhang ist einer des politischen Verbrechens.

Im Briefwechsel mit dem Freund muss nun in einer gewissen Weise gerade von den aus den Jahren 1938 bis 1945 herrührenden Ressentiments abstrahiert werden, um im Persönlichsten die Grundlagen der Verständigung nicht zu gefährden. Da ist dann viel und nur sehr allgemein von Neurosen und Depressionen die Rede, wenn die Ursachen für Verstimmungen bei Besuchen in Wien oder Brüssel hinterher erörtert werden. Oder Améry wirft dem Freund vor, dass er zu wenig unzufrieden sei darüber, was jeder von ihnen erreicht habe vor dem Hintergrund der einstigen, von beiden geteilten Jugendhoff-

<sup>19</sup> Jean Améry: *Jenseits von Schuld und Sühne*. Hg. von Gerhard Scheit (Werke Bd. 2). Stuttgart 2002, S. 129.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd., S. 127.

nungen: „Denn wer, was sind wir? Ein gerade die ersten Hürden öffentlicher Bekanntheit überschreitender, sich durchwurstelnder Journalist und Schriftsteller, der nicht einmal für einen Klappentext ein paar einigermaßen repräsentative Referenzen findet. Ein Hofrat und ein Landesschulinspektor, das wohl. Aber wir hätten in unserer Jugend – mit vollem Recht – den einen wie den anderen, den Schreiberling und den Hofrat, mit einer Handbewegung abgetan. Wir haben keinen Grund zur Selbstzufriedenheit und wenn wir einen haben, kann er nur in der ständigen, unerbittlichen *Selbstunzufriedenheit* liegen. – Ich resümiere also: Wenn es überhaupt etwas gibt, das uns trennt – aber das könnte niemals unsere Freundschaft gefährden und das hat, wie gesagt, auch nichts mit der ausschließlich schnupfenbedingten Weihnachtsstimmung zu tun – dann ist es die verschiedene Einschätzung unser beider Leben und Positionen. Kein Zweifel, dass wir die volle und totale Übereinstimmung finden werden, wenn Du Dir, ohne dass Du dabei in eine Depression verfallen müsstest, zu der Du ja glücklicherweise keine psychische Anlage hast – wenn Du Dir klar wirst über einen Tatbestand, an dem es leider nichts zu rütteln gibt.“<sup>22</sup>

Dabei stand ihm Ernst Mayer, was die Schwierigkeiten betrifft, mit den eigenen Ressentiments zu leben, vielleicht doch näher, als Améry wahrhaben wollte: Als in der ‚Heimat‘ Gebliebener, und dort durch die Nürnberger Gesetze stets der Bedrohung ausgesetzt, ist ihm in der Zeit danach auf etwas andere Weise, aus nächster Nähe sozusagen, die notwendige Reaktion versagt gewesen. Und in dieser Lage konnte oder wollte er auch nicht die gleichsam befreiende Geste, zu ihnen sich zu bekennen, für sich selbst in Anspruch nehmen. Knapp zwei Jahre nach dem Freitod Amérys in Salzburg nahm auch der Freund sich in Wien das Leben.<sup>23</sup>

BILDNACHWEIS  
Abb. 1 und 2 Deutsches  
Literaturarchiv Marbach

<sup>22</sup> Brief vom 8.1.1966; Améry: *Ausgewählte Briefe* (wie Anm. 5), S. 153.

<sup>23</sup> Die Lebensgefährtin, mit der zusammen er Suizid begehen wollte, überlebte.